

"Die Kerzen brennen ab": die Wahrheit der Dreiecksbeziehung in Sándor Márais Roman "Die Glut"

Kronberg-Gödde, Hilde

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kronberg-Gödde, H. (2002). "Die Kerzen brennen ab": die Wahrheit der Dreiecksbeziehung in Sándor Márais Roman "Die Glut". *Journal für Psychologie*, 10(2), 132-158. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28145>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

„Die Kerzen brennen ab“

Die Wahrheit der Dreiecksbeziehung in Sándor Márais Roman
„Die Glut“

Hilde Kronberg-Gödde

Zusammenfassung

Ein Roman des ungarischen Schriftstellers Sándor Márai aus dem Jahre 1942 war in Deutschland unbeachtet geblieben, bis er anlässlich der Frankfurter Buchmesse 1999 neu entdeckt und als literarische Sensation gefeiert wurde. Die deutsche Fassung trägt den Titel „Die Glut“. Die sich an das Original anlehrende Erstübersetzung von 1950 hieß „Die Kerzen brennen ab“ und spielte auf eine Begegnung zweier alter Freunde an, die sich nach 41 Jahren des Getrenntseins ein letztes Mal treffen, um im Schein der blauen Kerzen über das, was zum Bruch ihrer Freundschaft geführt hat, zu sprechen. Was war an jenem 2. Juli 1899 geschehen, an dem für Henrik, die Zentralfigur des Romans, die langjährige Freundschaft zu Konrád und zugleich die Liebesbeziehung zu seiner Ehefrau Krisztina zerbrach?

Die Darstellung beginnt mit der Beziehung zwischen Henrik und seinen Eltern, die in Rückblenden vermittelt wird. Zur erinnerten Vergangenheit gehört auch, daß Henrik im Alter von 10 Jahren eine symbiotische Beziehung zu Konrád einging, zu der später seine Ehefrau Krisztina als Dritte hinzukam. Die Handlung erreicht ihren Höhepunkt in einem sich über mehrere Kapitel erstreckenden Monolog, als Henrik sich auf die Suche nach der „historischen Wahrheit“ begibt und die Motive für Konráds Illoyalität und Krisztinas Liebesverrat aufdeckt. Da eine solche Motivanalyse eines Betroffenen seine Grenzen hat, wird die subtile Beziehungsdynamik der Freundschaft von verschiedenen psychoanalytischen Perspektiven aus betrachtet. Im abschließenden Teil über Henriks narzißtische Krise und seinen Selbstheilungsversuch geht es nicht nur um die historische, sondern auch um die „anthropologische“ Wahrheit von Freundschaft, Liebe und Lebenssinn.

Schlagwörter

Psychoanalytische Literaturinterpretation, Freundschaft, Dreiecksbeziehung, Liebesverrat, historische Wahrheit, anthropologische Wahrheit, Leidenschaft, Lebenssinn.

Summary

The Candles are Burning Down. The Truth behind the Triangular Relationship in Sándor Márai's novel „Embers“ („Die Glut“)

The novel by the Hungarian author Sándor Márai, written in 1942, went largely unnoticed in Germany until the Frankfurt Book Fair in 1999, when it was rediscovered and celebrated as a literary sensation. The German version is entitled *Embers*. The first translation, published in 1950, was called *The Candles are Burning Down*. As such, it was an almost literal translation of the original title. It alluded to an encounter between two old friends who meet for a final time after a 41-year rupture in their relationship, to talk, in the light of blue candles, about what caused the breach in their friendship. What exactly happened on that 2nd of July 1899 when the novel's central character, Henrik, lost both his longstanding friendship with Konrád and his love for Krisztina, his wife?

The article begins with the description of the relationship between Henrik and his parents, presented in flashbacks. This past as remembered includes recollections of the symbiotic relationship that the 10-year-old Henrik entered into with Konrád, and into which his wife Krisztina later came as a third party. The plot reaches its climax in a monologue stretching over several chapters in which Henrik searches for the „historic truth“ and exposes the motives for Konrád's disloyalty and Krisztina's betrayal. Since any motivational self-analysis of a character involved in a narrative is limited, the article then examines the subtle dynamics of this friendship from various psychoanalytical perspectives. In its concluding section the article deals with Henrik's narcissistic crisis and his attempt to heal himself, and thus explores not only the historic but also the „anthropological“ truth about friendship, love and the meaning of life.

Keywords

Psychoanalytical interpretation of literature, friendship, triangular human relationships, betrayal (of love), historic truth, anthropological truth, passion, meaning of life.

Einleitung

„Wir leben nicht mehr lange“, sagt der 75-jährige Gastgeber Henrik, im Roman meist kurz der General genannt, zu seinem gleichaltrigen Freund Konrád. „Und beide haben wir gewußt, daß wir uns noch einmal treffen werden – und daß dann Schluß ist. Mit dem Leben und mit allem, was unserem Dasein Inhalt und Spannung verliehen hat. Denn in einem Geheimnis, wie es zwischen dir und mir lauert, ist eine besondere Kraft. Es verbrennt das Gewebe des Lebens wie eine schädliche Strahlung, gleichzeitig gibt es ihm auch Spannkraft und Temperatur. Es zwingt einen zu leben“ (103).¹

Was ist das große Geheimnis? Vordergründig ist es Konráds plötzliche Flucht aus einer 24 Jahre bestehenden Freundschaft; er quittierte seinen Militärdienst und verließ seine Heimat ohne Abschied und ohne jegliche Erklärung, um in die Tropen zu gehen. Vorausgegangen war, daß Konrád auf einer gemeinsamen Jagd das Gewehr auf Henrik angelegt hatte, ohne dann aber einen Schuß abzugeben. Erst nach dieser Tötungsversuchung und der Flucht erfuhr Henrik von der bis dahin verborgen gehaltenen Liebesbeziehung zwischen Krisztina und Konrád. Im Brennpunkt des Romans steht die Frage nach den psychologischen Beweggründen jenes Loyalitäts- und Liebesverrats und darüber hinaus nach der komplizierten Konfliktodynamik dieser Dreiecksbeziehung.

Als der Brief mit der Ankündigung von Konráds Besuch eintrifft, bereitet sich der General sorgfältig auf die Begegnung vor. Alles soll so sein wie damals, als die Freunde den letzten gemeinsamen Abend mit Krisztina im Schloß verbrachten. Mit Nini, seiner inzwischen über 90-jährigen Amme rekonstruiert er die Situation. Porzellan, Essen, Wein, Blumen, die Livreen der Diener und besonders die dicken blauen Kerzen sind in seinem Gedächtnis eingebraunt.

Nini, seine engste Vertraute, ist um ihn besorgt, und als er ihr erklärt, er wolle die *Wahrheit* wissen, der Freund sei ihm die Wahrheit schuldig, sagt sie scharf: „Aber die Wirklichkeit kennst du“, worauf er entgegnet: „Die Wirklichkeit ist nicht die Wahrheit ... Die Wirklichkeit ist nur ein Teil. Auch Krisztina kannte die Wahrheit nicht. Vielleicht hat Konrád sie gekannt“ (75).

¹ Reine Seitenangaben beziehen sich auf den Roman „Die Glut“ von Sándor Márai (1942a).

Henriks Beziehung zu den Eltern

Während der General auf seinen Freund wartet und sich fragt, wann sich seine Betroffenheit in ein Bedürfnis nach Rache verwandelt hat, schaut er sich eine alte Photographie seines Vaters an, der Gardeoffizier gewesen war. Auf dem Bild hat der Vater den Kopf „stolz und beleidigt seitwärts geneigt. Er hatte nie gesagt, wo und warum er beleidigt worden war. Wenn er von Wien nach Hause kam, ging er auf die Jagd. Tag für Tag Jagd, zu jeder Jahreszeit; gab es kein Rotwild oder war Schonzeit, jagte er Füchse und Krähen. Als ob er jemanden umbringen wollte und sich ständig auf diesen Racheakt vorbereitete“ (19).

Die unerfüllte Liebe der Eltern

Henriks Eltern hatten sich in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts auf einem Ball in Paris kennen gelernt. Über die beginnende Liebe der Eltern heißt es: „Die junge Französin ... lächelte kurzzeitig“. Dieser doppeldeutige Begriff verweist auf kommende Probleme in der späteren Ehe. Der Kaiser warnte sie: „Nehmen Sie sich in Acht. Im Wald, wo er Sie mit hinnimmt, gibt es Bären. Auch er ist ein Bär“. Die verliebte Frau antwortete optimistisch: „Ich werde ihn mit Musik zähmen, Majestät, so wie Orpheus die wilden Tiere zähmte“ (22).

Aber das Land, in das ihr Mann sie führte, war ihr fremd, die Gerüche machten sie schwindelig, und die Landschaft bedrückte sie. „Der Gardeoffizier ging auf die Jagd, und da er die Welt, in der es auch noch anderes und andere gab – fremde Städte, Paris, Schlösser, fremde Sprache und Sitten nicht ausrotten konnte, so tötete er eben die Bären, die Rehe, die Hirsche“ (20). Die Gräfin konnte sich an die Jagd nicht gewöhnen. Sie verbot und entfernte alles, was dazu gehörte, aus dem Schloß, und so ließ der Gardeoffizier ein Jagdhaus bauen und verbrachte dort seine Zeit. „Es gab etwas, das sie nicht miteinander ausmachen konnten. Aber sie liebten sich“ (24).

Im Laufe der Jahre war diese Andersartigkeit jedoch immer schwerer zu überbrücken. Auf dem Porträt eines Wiener Malers² schaute die Mutter „ernsten und zärtlichen Blickes ins Leere, als fragte sie: ‚Warum?‘“ (25). Zweierlei Temperamente, zweierlei Lebensrythmen ließen Vater und Mutter nebeneinander herleben und einsam werden.

² Dieser Maler war Franz-Xaver Winterhalter, der für die kaiserliche Familie umfangreich tätig war.

Henriks Zusammenbruch in Paris

Als Henrik acht Jahre alt war und zu einer der im Ehevertrag geregelten Reisen der Mutter mit nach Paris fuhr, erkrankte er schwer. Schon seine Mutter hatte auf ihrer ersten Reise nach Ungarn Angst vor Neuem gehabt und auf die von der „schwebend-schweren Herbstluft benommene Einöde“ mit Schwindel reagiert (22).

Henriks Angst äußerte sich ebenfalls in einem Schwindelanfall. Er fühlte sich fremd in Paris und spürte, daß ihm vom Vater etwas „aufgegeben“ war, eine Art familiäre Repräsentation. Wie stark die Identifikation mit dem Vater war, zeigen die Phantasien des 8-Jährigen bei seiner Ankunft in Paris: „Alle beobachteten ihn, den kleinen Wilden, der von fernher kam, aus dem Wald mit den Bären ... Er wußte, daß er jetzt auch im *Namen des Vaters*, des Schlosses, der Hunde, des Waldes und der zurückgelassenen Heimat sprach“ (29). Durch diese Position des Stellvertreters überfordert, reagierte er mit hohem Fieber und schwebte alsbald in akuter Lebensgefahr.

Entscheidend für diese Krise aber sei, so meint der Erzähler: „Der Junge brauchte Liebe, und als sich die Fremden über ihn gebeugt hatten und als von überallher der unerträgliche Geruch geströmt war, da hatte er zu sterben beschlossen“ (31).

Die herbeigezogenen Ärzte rangen tagelang um Henriks Leben. In dieser Notsituation verlangte er nach seiner Amme, die endlich nach mehrtägiger Reise in Paris ankam. Während die weinende Mutter vor seiner Kammer knieend betete, hob Nini „den sterbenden Jungen aus dem Bett ... nahm ihn auf den Schoß, umarmte ihn fest und begann ihn leise zu wiegen“. (30) Mehrere Tage lang hielt sie mit ihrem Atem den Jungen am Leben, bis er keine Angst mehr hatte.

Die Wirkung der depressiven Mutter als narzißtisches Trauma

In einem Aufsatz über „Die tote Mutter“ beschreibt der französische Psychoanalytiker André Green die Auswirkungen mütterlicher Depression auf die seelische Entwicklung des Kindes. Er unterscheidet zwischen einer „schwarzen“ und einer „weißen“ Depression. Das unheilvolle Schwarz sei auf Haß zurückzuführen. Das Weiß deute dagegen auf Zustände der Leere, einen auf der narzißtischen Ebene erlittenen Verlust hin. Hier komme es zu einem Besetzungsabzug, der mit Wiederbesetzungen ausgefüllt werden müsse (Green 1993, 210). Dabei geht es nicht um den realen Tod der Mutter, sondern um die emotionale Abwesenheit einer fernen, unbeseelten Mutter, die sich in einer Depression der Mitwelt verschlossen hat. Als eine der Hauptursachen einer solchen mütterlichen Depression erscheint „der Verlust eines geliebten We-

sens“. Es kann sich auch um eine „durch Enttäuschung ausgelöste und mit einer narzißtischen Kränkung verbundene Depression handeln ... Immer ist die Trauer der Mutter und ihr schwindendes Interesse von ausschlaggebender Bedeutung.“

Für das Kind bedeutet der abrupte Besetzungsabzug ein narzißtisches Trauma, das „eine vorzeitige Desillusionierung und, über den Verlust an Liebe hinaus, einen Verlust an *Sinn* nach sich zieht“, auch und gerade deshalb, weil sich das Kind die eingetretene Veränderung nicht erklären kann. Ihm bleibt in aller Regel nichts anderes übrig, als den Rückzug der mütterlichen Liebe durch eine verstärkte Besetzung des Vaters auszugleichen. „In der Realität antwortet der Vater jedoch meistens nicht auf die Nöte des Kindes. So ist das Subjekt gefangen zwischen einer toten Mutter und einem unerreichbaren Vater, sei es, weil dieser, ohne dem Kind zu Hilfe zu kommen, vor allem mit dem Befinden der Mutter beschäftigt ist, sei es, weil er den Ausgang dieser Situation dem Mutter-Kind-Paar allein überläßt“ (Green 1993, 213 f.).

Aus einer solchen Beeinträchtigung der Liebesfähigkeit könne „eine durch den Besetzungsabzug „*gefrorene Liebe*“ entstehen. Das Objekt sei „gewissermaßen im Winterschlaf, auf Eis gelegt“ (Green 1993, 221).³ Das Kind denkt, sein Vorrat an Liebe sei für eine andere Liebe verfügbar, wenn sich dazu die Gelegenheit biete. Tatsächlich aber wird es immer wieder auf seinen Mangel an Liebesfähigkeit stoßen. Henriks Zusammenbruch in Paris läßt sich so deuten, daß er in der Fremde nicht genügend emotionale und narzißtische Zufuhr bekam, so daß er sein seelisches Gleichgewicht verlor und dekompenierte. Die Mutter war zwar real präsent, aber aufgrund ihrer Liebesenttäuschung und Heimatlosigkeit in einen Zustand der Vereinsamung und Leere geraten, so daß sie notgedrungen die narzißtische Besetzung ihres Sohnes lockerte. Diesen Besetzungsabzug muß man sich als so gravierenden Beziehungs- und zugleich Sinnverlust für den Jungen vorstellen, daß er zu sterben „beschlossen“ hatte.

An anderer Stelle wird deutlich, daß Henrik seine Mutter als ferne und unnahbare Frau erlebte. Er verglich sie mit der „Kaiserin“,⁴ die man verehrte, ohne sich ihr nähern zu dürfen. Als Henrik die Kaiserin eines Tages beobachtete, wie sie den Park mit schnellem Schritt durchmaß, so daß ihr die Begleiterin kaum folgen konnte, erkannte er: „Sie gleicht der Mama“ (35).

Der Vater war in sein eigenes Liebesunglück – bei ihm als permanentes Beleidigtsein spürbar – verstrickt. Weder konnte er die Andersartigkeit seiner Frau würdigen noch ihre Depression auffangen. So erwies sich die Triade zwischen Henrik, seiner Mutter und seinem Vater in Schwellensituationen als emotional nicht tragfähig.

³ Nach seiner Enttäuschung über den Verrat von Konrád und Krisztina friert Henrik seine Gefühle ein und legt sein Schloß in einen 41-jährigen Winterschlaf.

⁴ Gemeint ist die Kaiserin Elisabeth, bekannt als Sissy, die ruhelos und magersüchtig aus enttäushtem Liebesglück in der Welt umherirrte.

Die Dreiecksbeziehung mit Konrád und Krisztina

Der Eintritt in die Kadettenschule, eine weitere Schwellensituation, führte bei dem 10-jährigen Jungen wiederum zu einer Krise. Er wurde blaß und hustete, war lang, dünn und zerbrechlich, und man war um seine Lungen besorgt. Da seine Gesundheit in Gefahr war, reiste der Vater nach Wien.

Die Entwicklung der symbiotischen Freundschaft

Henrik löste die Situation mit der Zuflucht zu einer „Zwillingsbeziehung“. Er schloß Freundschaft mit dem gleichaltrigen Konrád, einem schweigsamen Jungen, dessen Vater als Beamter in Galizien ein karges Einkommen hatte. Beide gingen diese Bindung mit großem Ernst ein: „Sie wußten vom ersten Augenblick an, daß sie diese Begegnung für das ganze Leben verpflichtete“ (37).

Von dem Tag an, als der Vater Konrád mit einem Händedruck in der Familie aufnahm, „hustete der Junge weniger. Er war nicht mehr allein. Er ertrug die Einsamkeit unter den Menschen nicht ... Vielleicht hatte die französische Mutter die Sehnsucht mitgebracht, wenigstens einem Menschen Gefühle zu zeigen. In der Familie des Vaters wurde von so etwas nicht gesprochen. Der Junge brauchte jemanden, den er lieben konnte: Nini oder Konrád“ (39 f.).

Beide verbrachten ihre gesamte Kadettenzeit in enger Verbundenheit: „sie entdeckten gemeinsam Wien und den Wald, die Bücher und die Jagd, das Reiten und die Soldatentugenden, das Gesellschaftsleben und die Liebe“. Ihre Beziehung vertiefte sich zunehmend, wurde aber auch „immer krampfhafter“. Henrik hätte seinen Freund „am liebsten allen als seine Schöpfung, sein Meisterwerk gezeigt, während er ihn andererseits hütete in seiner Angst, man könnte ihm den, den er liebte, wegnehmen.“

„Endlich eine gute Ehe“, meinte die Mutter lachend. Aber Nini, ein wenig eifersüchtig und dennoch hellseherisch, prophezeite: „Das ist zuviel. Eines Tages wird Konrád ihn verlassen. Dann wird er sehr leiden.“ Die ob ihres eigenen Liebesschicksals desillusionierte Mutter sah darin der Menschen Los: „Eines Tages verliert man den, den man liebt. Wer das nicht aushält, um den ist es nicht schade, der ist kein ganzer Mensch“ (41).

Die Freunde wohnten auch während ihrer Offizierszeit in einer Wohnung zusammen. Jeder bewegte sich entsprechend seinem Wesen und seinem Rang in seiner Welt, Henrik in den Salons, Konrád im Studierstübchen wie ein Mönch. Konrád sprach von seinen Lektüren, Henrik vom Leben.

Eine erhebliche Spannung in der Beziehung entstand während eines gemeinsamen Besuchs bei Konráds Eltern in Galizien. Er führte die Armut seiner Eltern vor, die vielen Verzichtleistungen, die sie seit 22 Jahren für ihren Sohn erbracht hatten, und setzte damit seinen Freund unter Schulddruck: „Als sie abreisten, hatten sie zum ersten Mal im Leben das Gefühl, zwischen ihnen sei etwas geschehen. Als ob der eine dem anderen etwas schulde. Es war nicht in Worte zu fassen“ (48).

Die Erweiterung der Zweier- zur Dreiecksbeziehung

Erst an späterer Stelle setzt sich Henrik mit der Geschichte seiner Ehe auseinander. Krisztina war ihm durch Konrád, der bei ihrem Vater Noten kopieren ließ, vorgestellt worden. Er glaubte Krisztina gefunden zu haben „wie ein Sammler den Fund seines Lebens, das seltenste, perfektteste Exemplar seiner Sammlung, das Meisterwerk, Ziel und Sinn seines Daseins“ (161). An dem Begriff „Exemplar“ wird deutlich, wie wenig er Krisztina als lebendige Frau, als Wesen im eigenen Recht anerkannte.

Henrik heiratete sie als 18-jährige und ging mit ihr auf eine einjährige Hochzeitsreise. In Paris überraschte sie ihn mit dem Wunsch nach einem geheimen Tagebuch, in dem sie sich und ihrem Mann von ihren geheimsten Gedanken und Gefühlen berichten wolle, „von den Nebenprodukten der Seele, von denen man nicht laut zu sprechen wagt“ (161). Darin teilte sie Henrik mit, was ihr an ihm nicht gefiel, z. B. seine übergroße Sicherheit und mangelnde Bescheidenheit, mit der er sich den Menschen näherte. Hier deutete sie Gründe an, die zu ihrer inneren Entfernung von ihm geführt haben. Dies „Buch der Ehrlichkeit“ bekommt später eine besondere Bedeutung.

In den bisherigen Rückblenden auf wichtige Szenen aus Henriks Entwicklung blieb die Brisanz der Dreiecksbeziehung noch ausgeblendet. Sie ist der nun näher rückenden Konfrontation zwischen Henrik und Konrád vorbehalten.

Die Suche nach der „historischen Wahrheit“

Feierlich und mit großer Höflichkeit verläuft die Begrüßung zwischen den alten Freunden. Sie begegnen sich mit einer Mischung aus Neid und Genugtuung, weil sie beide noch gut bei Kräften sind. „Wir haben durchgehalten“, denkt Henrik, und Konráds innerer Kommentar lautet: „Er hat auf mich gewartet, deshalb ist er so stark.“ Dies zeigt ihr starkes Aufeinander-Bezogenensein selbst nach Jahrzehnte langer Trennung. Der Erzähler gibt dazu die Erläuterung, „daß sie in den vergangenen Jahrzehnten ihre Lebenskraft aus

dem Warten bezogen hatten. So wie man sich ein Leben lang auf eine einzige Aufgabe vorbereitet. Konrád hatte gewußt, daß er noch einmal würde zurückkommen müssen, und der General hatte gewußt, daß dieser Moment eintreffen würde. Dafür hatten sie gelebt“ (78).

Im Rückblick auf die gemeinsame Vergangenheit und den Zeitpunkt seines Weggehens unterlaufen Konrád gleich zu Anfang des Gesprächs zwei auffällige Erinnerungsfehler. Zunächst irrt er sich über sein Alter, als er in die Tropen ging: „Ich war noch jung, als ich dorthin kam. Du Erinnerst dich ja. Zweiunddreißig“ (81). Tatsächlich war er damals aber bereits vierunddreißig Jahre alt, da er im Frühjahr 1865 geboren und am 2. Juli 1899 weggegangen war (vgl. 7 f. u. 77). Damit blendet er eine längere Zeitspanne aus, als ob er sie ungeschehen machen wolle. Dient ihm diese Ausblendung dazu, sich von Schuldgefühlen wegen des damaligen Verrats zu entlasten? Für diese Vermutung spricht ein zweiter Erinnerungsfehler. Obwohl die jetzige Begegnung auf den 14. August 1940 datiert wird und Konráds Weggehen damit über 41 Jahre zurückliegt, glaubt er sich erinnern zu können, daß er „vor vierzig Jahren ... auf dem Weg nach Singapur war“ (87).

Der Frage, ob er in die Tropen ging, um „etwas in sich umzubringen“, beantwortet Konrád mit einem ruhigen „Ja“ (80). Etwas später fragt er abrupt, seit wann Henriks Frau Krisztina nicht mehr lebe, und erfährt, daß sie bereits acht Jahre nach seinem Weggehen gestorben sei. Danach hören wir nur noch wenig von ihm, denn nun dominiert Henrik das Gespräch. Es beginnt ein langer Monolog, in dem er seine über so viele Jahre in der Einsamkeit vorbereitete Analyse des Geschehens vor 41 Jahren und der ihm zugrunde liegenden Motive darlegt.

Hintergründe der Tötungsversuchung

„Es war der Augenblick des Außer-sich-Seins, jener Moment in der Morgenfrühe, da die Mächte der Unterwelt noch über die Welt und die Herzen herrschen, da die Nacht ihre bösen Seelen aushaucht. Ein gefährlicher Augenblick. Ich kenne ihn“ (190).

In diesem Augenblick auf der Jagd fühlte Henrik, der zehn Schritt vor ihm ging und in 300 Meter Entfernung einen Hirsch ausspähte, daß Konrád das Gewehr auf ihn anlegte, hörte am Klicken, daß er das Gewehr entsicherte und wartete auf den Schuß. Er wußte, es würde wie ein Jagdunfall aussehen, alle würden den unglücklichen Freund bedauern, der den Hirsch verfehlte und den Freund traf. Es würde kein Verdacht auf ihn fallen, denn Castor und Pollux, das Zwillingsgestirn, wie sie genannt werden, von denen konnte man nicht annehmen, daß einer den anderen umbringen will. Eine halbe Minute lang zielte Konrád, dann nahm der Hirsch die Witterung auf und verschwand. Die

Situation war vorbei. Konrád hatte nicht geschossen. Am nächsten Tag verließ er die Stadt.

Dem General geht es zunächst vor allem darum, die Motive für Konráds Tötungsimpuls zu ergründen. Dies könne er sich nicht allein aus der Liebesbeziehung zu Krisztina erklären, die nur der Auslöser für sein Handeln gewesen sei. Bei Konrád müsse schon lange ein Boden für seinen Haß vorhanden gewesen sein. Es komme nicht unbedingt auf den Augenblick an, in dem man das Gewehr anlegt, um jemanden umzubringen. Die Schuld bestehe schon vorher, die Absicht sei die Schuld (113 ff.).

Eine erste Erklärung für den Haß seines Freundes findet Henrik in den ungleichen Vermögensverhältnissen: „du hast immer peinlich darauf geachtet, den finanziellen Unterschied zwischen uns fühlen zu lassen“ (119). Er glaubt, daß ihm Konrád nicht verzeihen konnte, daß er reich war, und erklärt dem stumm bleibenden Gast, daß Angehörige aus der höheren Gesellschaft, die unter Finanzproblemen leiden, dies den Reichen nie verzeihen können: „Du hast von mir nie Geld genommen, auch keine Geschenke, du hast nicht zugelassen, daß aus dieser Freundschaft eine echte Geschwisterlichkeit entstehe, und wäre ich damals nicht so jung gewesen, hätte ich wissen müssen, daß das ein verdächtiges Zeichen ist. Wer keinen Teil annimmt, will wahrscheinlich alles, das Ganze“ (134 f.).

Spätestens seit der Jugendzeit, so rekapituliert der General, müßte Konrád aufgefallen sein, daß die Welt ihn gleichgültig und feindselig betrachtete, ihn nur duldete, während man Henrik wegen seiner Weltoffenheit und Leichtigkeit bewunderte und als Göttergünstling feierte. Und dies sei sicher eine weitere Erklärung für den tiefgreifenden Haß. An diesem Punkt der Auseinandersetzung spricht er ihn direkt an: „Im Grunde deiner Seele aber steckte ein Krampf – die Sehnsucht, anders zu sein, als du bist ... eine schmerzlichere Sehnsucht könnte im Herzen nicht brennen ... du hast es nicht ertragen, daß dir etwas fehlte, das ich dank Erziehung, dank Abstammung besaß ... Du hast dieses Vertrauen und diese Freundschaft, die mir von der Welt entgegenstrahlte, verachtet, aber gleichzeitig warst du auch tödlich neidisch darauf“ (136 f.).

Henrik stellt sich dann den Haß vor, den Konrád und Krisztina empfunden haben müssen, als sie ihr Liebesverhältnis unter seinen und seiner Diener Augen lebten. Jede Minute herrschte die Furcht vor Entdeckung und die Unmöglichkeit einer gemeinsamen Zukunft, denn gegen seine Autorität, sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung seien sie machtlos gewesen. Das gewichtigste aber sieht er in der Abhängigkeit, „die euch jenseits aller Liebe und allen Hasses zu wissen befiehlt, daß ihr ohne mich weder leben noch sterben könnt. Ihr unglücklich Liebenden, mich konnte man betrügen, aber nicht umgehen“ (202).

Henriks Fazit ist, daß Konrád ihn während ihrer gesamten 24-jährigen Freundschaft gehaßt habe: „mit einer heißen Leidenschaft, die schon fast an die Glut großer Beziehungen erinnert – ja auch an die Liebe“ (134 f.).

Motive des Liebesverrats

Im Rückblick bezweifelt Henrik auch, ob Krisztina ihn geliebt hat. Er hat sie aus einer beengten Kleinstadt und dem bescheidenen Heim mit dem stillen Vater in die Welt des Hochadels geführt und ihr einen hohen Lebensstandard geboten: ein Schloß in Ungarn, ein Palais in Paris und die ein Jahr dauernde Hochzeitsreise in die Hauptstädte Europas und in den Orient. Traurig stellt Henrik fest, daß Krisztina *meinte*, sie sei verliebt. Dabei sei sie bloß dankbar gewesen.

Und dann kommt er zu dem wichtigsten Punkt, der *Andersartigkeit* von Krisztina, ihrer Liebe zur Musik, ihrer Freude an Menschen, Tieren, Sternen, Büchern, und deutlich erkennt er ihre Seelenverwandtschaft mit seiner Mutter. Er bestätigt damit die psychoanalytische Theorie der „Wiederholung“ frühkindlich prägender Erfahrungen, der Suche nach dem Vertrauten. Die Mutter blinzelte, wie bereits erwähnt, kurzsichtig, als sie sich in Henriks Vater verliebte. Analog heißt es über Krisztina, als sie mit Henrik ein erstes und letztes Mal in Konráds Wohnung zusammentrifft: „Sie schaut sich die breite französische Liege an, mit einem hochmütigen und kurzsichtig zwinkernden Blick“ (170).

Henrik ließ Krisztina vom gleichen Maler, dem „Österreicher“ malen, der auch seine Mutter und die Kaiserin porträtiert hatte. Die Gräfin trägt auf dem Gemälde einen Strohhut, wie ein Florentiner Mädchen im Sommer. An Krisztina erinnert er sich ebenfalls noch heute im Halbschlaf, „so wie sie durch den Garten geht, mit dem großen Florentinerhut“ (199). Beide Frauen liebten die Musik, die Krisztina auch mit Konrád verband.

Der Aufenthalt in Arco sei die große Wende in der Ehe gewesen. Am Ende ihrer einjährigen Hochzeitsreise sprach ihn Krisztina auf Konrád an, der kein richtiger Soldat, sondern ein Mensch anderer Art sei. Henrik spürte, daß sie sehr weit von ihm weg sei, daß „das Fest zu Ende war, daß auch Krisztina ‚anders‘ war“ (177). Wenn man die Ereignisse im Roman auf ihre Zeitabfolgen anschaut, stellt man fest, daß im selben Jahre 1896 Konrád sein Haus gemietet hat, in das er seinen Freund nie einlud.

Die Liebesbeziehung zwischen Krisztina und seinem Freund steht für Henrik außer Frage. Zu viele Indizien, die er an dem Tag nach dem Jagdvorfall und danach zusammengetragen hat, sprechen dafür. Daß sie weg wollte, daß sie vor etwas oder jemandem fliehen wollte, hatte er schon am Abend vorher gedacht, als er sie mit einem Buch über die Tropen antraf. Im Rückblick findet er das Schauspiel, das Konrád und Krisztina an dem letzten gemeinsamen Abend aufführten, perfide. Konrád fragte sie nach dem Buch über die Tropen, ob es ein interessantes Buch sei und ob sie dort leben könne. Dabei stellte sich später heraus, daß Konrád dies Buch und weitere Bücher zu diesem Thema wenige Tage vorher Krisztina geliehen hatte.

Aber Henrik ist sich nicht sicher, ob Krisztina von Konráds Anschlag auf ihn gewußt hat. Wie soll er ihre erregten Ausrufe in der Wohnung von Konrád interpretieren? – „Ist er weg?“ (...) „Er ist geflohen.“ (...) „Der Feigling“ (169). Hat sie den Wunsch gehabt, daß Konrád sie auf seiner Flucht mitgenommen hätte, oder sogar, daß er auf Henrik geschossen hätte? Dann wäre sie Mitwisserin gewesen.

Abwendung von der historischen Wahrheit

Henrik formuliert die Frage nach Krisztinas Beteiligung, verhindert aber sogleich die Beantwortung, stellt die Frage neu, um dann aber überraschend das gelbe Tagebuch, das „Buch der Ehrlichkeit“, in die Flammen zu werfen. Hier hätte er sicher die eine Antwort gefunden. Der lakonische Kommentar von Konrád lautet: „Jetzt beantworte ich dir diese Frage nicht mehr“ (211).

In der entlarvenden Art, wie die Motive Konráds und Krisztinas im Roman analysiert und aufgedeckt werden, ist der Einfluß der Psychoanalyse spürbar. Márais Vertrautheit mit Freud läßt sich einer Reihe von Äußerungen entnehmen.⁵ In seinem autobiographischen Roman „Bekenntnisse eines Bürgers“, der sich wie eine Folie zu dem Roman „Die Glut“ lesen läßt (vgl. Achermann 2000, 109), schreibt er: „Der geniale Schwung und die Schönheit der Freud-schen Theorie faszinierten mich, die ‚Traumdeutung‘ halte ich für eine der bedeutsamsten Entdeckungen des Jahrhunderts ... Und wenn ich diese Therapie ... anzweifle, so erkenne ich gleichzeitig doch mit Respekt und Begeisterung die Theorie an, die Entdeckung der Tiefengewässer und des unbekanntem Lebens des Unbewußten“ (Márai 1934, Bd. 2, 108 f.).

Im Roman „Die Glut“ nimmt Márai die Begriffe „unbewußt“ und „das Unbewußte“ wieder auf: „Man versteht die Phänomene und Beweggründe der

⁵ In den aphoristisch verdichteten Prosatexten seines Bandes „Himmel und Erde“, der im selben Jahr wie „Die Glut“ erschienen ist, findet sich auch ein etwa 1-seitiger Text, der mit „FREUD“ überschrieben ist: „Freud war ein Rebell und ein großer Schriftsteller; wie jeder Revolutionär und wirklich große Geist arbeitete er mit Methode, war kühl, ruhig und zielbewußt. Es reicht nämlich nicht, die Wahrheit zu finden, man muß sie auch aussprechen. Es reicht nicht, die Wahrheit auszusprechen, man muß sie auch formulieren, unverwechselbar, als würde man sie in eine Marmortafel meißeln. Es genügt nicht, schön und klug zu schreiben. Der große Schriftsteller ist nicht Schöpfer schöner Dinge, nicht nur ein Perfektionierer von Texten. Ein großer Schriftsteller ist vor allem einer, der Begriffe prägt. Freud war ein großer Schriftsteller, war ein Begriffsschöpfer. Der medizinische, therapeutische Wert seiner Lehre und seiner Experimente ist neben ihrer literarischen Bedeutung verschwindend klein. Die Begriffe, die er geschaffen hat, leben, sind fester Bestandteil des geistigen Kreislaufs der Menschheit: die ‚Hemmung‘, die ‚Verdrängung‘, das ‚Minderwertigkeitsgefühl‘ und all das, womit man sich lange in den Salons amüsiert hat, sind heute so selbstverständlich wie das Ja und Nein. Das ist Freuds Rache“ (Márai 1942b, 34 f.).

Menschen. Die Zeichensprache des Unbewußten ... Denn die Menschen teilen ihre Gedanken in Zeichensprache mit, ist dir das aufgefallen? Als sprächen sie von den wesentlichen Dingen in einer fremden Sprache, auf chinesisches, und man müßte dann diese Sprache in die Sprache der Wirklichkeit übersetzen. Sie wissen nichts über sich selbst. Sie reden immer nur von ihren Bedürfnissen, und dabei stellen sie sich selbst dar, unbewußt und verzweifelt“ (200 f.).

Márai kannte nicht nur die Theorie vom Unbewußten, sondern auch Freuds wichtige Hypothese einer kathartischen Wirkung, wenn einem Menschen die Möglichkeit gegeben wird, offen über einen Konflikt zu sprechen und sich dadurch affektiv zu entlasten. So heißt es in einer Tagebuchnotiz, die etwa zwei Jahre nach der „Glut“ geschrieben ist: „Sie verstehen immer noch nicht, daß man ohne Moral, ohne Katharsis, ohne Reinigung nicht leben kann“ (Márai 1943/44, 193). In diesem Lichte kann man auch Henriks Aussage verstehen: „vielleicht würde es dich erleichtern, alles zu erzählen, was es an Tatsachen zu erzählen gibt. Ich will aber nicht, daß du erleichtert bist“ (191).

Henrik hingegen sucht die Möglichkeit zu nutzen, sich durch eine scheinungslose Abrechnung und die damit verbundene Entladung seiner aufgestauten Affekte von seiner Kränkung zu befreien. Auf ihn trifft die aus der Frühzeit der Psychoanalyse stammende Beobachtung zu, die Reaktion des Geschädigten auf das Trauma habe „dann eine völlig ‚kathartische‘ Wirkung, wenn sie eine adäquate Reaktion ist; wie die Rache. Aber in der Sprache findet der Mensch ein Surrogat für die Tat, mit dessen Hilfe der Affekt nahezu ebenso ‚abreagiert‘ werden kann. In anderen Fällen ist das Reden eben selbst der adäquate Reflex, als Klage oder als Aussprache für die Pein eines Geheimnisses (Beichte!). Wenn solche Reaktion durch Tat, Worte, in leichtesten Fällen durch Weinen nicht erfolgt, so behält die Erinnerung an den Vorfall zunächst die affektive Betonung“ (Breuer & Freud 1895, 32).

Henriks überraschender Verzicht auf die Einsicht in das Dokument, das die historische Wahrheit mit Gewißheit zutage fördern würde, läßt sich einerseits aus einer kathartischen „Erleichterung“ erklären. Andererseits scheint er auch jetzt nach so vielen Jahren immer noch Angst vor Krisztina, vor der Lebendigkeit und Offenheit ihrer Gefühlsäußerungen zu haben.

Das Scheitern der Freundschaft im Lichte psychoanalytischer Perspektiven

Daß die Hypothek der unnahbaren depressiven Mutter sich auf Henriks Liebesfähigkeit nachteilig ausgewirkt hat, wurde schon angesprochen. Er selbst nähert sich dieser Problematik, als er sich mit der Andersartigkeit seiner Frau und mit der Ohnmacht seiner Liebesbemühungen konfrontiert:

„Das Gefühl, das mich mit meiner Mutter, mit dir und Krisztina verband, war immer das gleiche, die gleiche Sehnsucht, die gleiche suchende Hoffnung, das gleiche hilflose, traurige Wollen“ (177).

Denkt man bei einer Dreiecksbeziehung in erster Linie an ein ödipales Thema, in dem Konkurrenz und Kampf um die Frau (oder den Mann) eine Rolle spielt, macht uns hier die Passivität der beiden Männer nachdenklich. Keiner kämpfte um Krisztina, der eine floh in die Tropen, der andere zog sich bis zu ihrem Tod schweigend in sein zwanzig Kilometer entferntes Jagdhaus zurück.

Die unaufgelöste Idealisierung als väterliche Hypothek

In Henriks Biographie finden wir eine Erklärung für dieses passive Verhalten in einer Wiederholung des väterlichen Lebensschicksals. Auch der Vater hatte sich zu ohnmächtig gefühlt, um die Brücke zu seiner Frau zu schlagen: „auch er war einer Frau begegnet, die er sehr liebte, an deren Seite er aber trotzdem einsam blieb, weil sie zweierlei Menschen waren ... denn auch meine Mutter war ‚anders‘“ (177).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß Henrik seine unerfüllt bleibende Liebessehnsucht mit den Kategorien der – kaum überbrückbaren – Andersartigkeit und der – ach so seltenen – Gleichartigkeit zu begreifen sucht. Diese starre Polarisierung läßt sich mit dem Einfluß des Vaters in Verbindung bringen.

Selbst zum Zeitpunkt, als er mit Krisztina und Konrád in nächster Nähe lebte, äußerte Henrik, daß ihm sein Vater von allen Menschen am meisten bedeute (157). Dieser Hinweis – und seine Verleugnung der Andersartigkeit der anderen, die er erst nach dem Bruch mit Konrád allmählich überwindet – sprechen dafür, daß er als Kind die Mangelenerfahrung mit der depressiven Mutter durch eine intensivierete Besetzung des Vaters auszugleichen suchte. Peter Blos, der die frühe Vatererfahrung als dyadischen gleichgeschlechtlichen Ödipuskomplex bezeichnet, mißt ihr große Bedeutung bei: Bei der Analyse des erwachsenen Mannes habe man reichlich Gelegenheit, den fortdauernden Einfluß der Vaterimago zu beobachten, vor allem, wenn er auf der dyadischen Stufe fixiert blieb: „einem Stadium, in dem die Vatererfahrung noch keinen Triebkonflikt auslöste, weil es eine noch rivalitätsfreie, idealisierende Erfahrung des ‚guten Vaters‘, des ‚mächtigen Vaters‘, des ersten ‚Waffengefährten‘ des kleinen Jungen war“ (vgl. Blos 1990, 30).

Henrik identifizierte sich stark mit dem Vater und wollte an dessen Kraft teilhaben. Das wahnhaftige Gefühl der Unverwundbarkeit, das Blos für die Adoleszenz beschreibt, läßt sich auch bei ihm erkennen. Ähnlich wie der Vater mit dem Messer gegen ein Rudel Wölfe kämpfte, berichtet der Sohn von sich,

er habe in seiner Jugend einen Bären erlegt und diesen über Berge und Täler geschleppt, bis ihn Jäger halberfroren im Schnee fanden (167 f.).

Die Identifikation mit dem Vater zeigte sich schon beim 8-Jährigen, als ihm in Paris bewußt wurde, daß er jetzt „auch im Namen des Vaters“ sprechen müsse (29). Als er vier Jahre später im Internat „schwächelte“, weil er sich einsam und allein fühlte, kam der Vater und appellierte an den Sohn: „Wenn du willst, kannst du nach Hause kommen. Aber mir wäre es lieber, wenn du dich vor keiner Gefahr fürchtetest“. Henrik beteuerte, daß er sich nicht fürchte, aber Konrád, sein Freund, müsse bei ihm bleiben. „Ist er dein Freund?“, fragte der Vater. „Ja“. „Dann ist er auch mein Freund“, sagte der Vater ernst (38 f.). Wie wichtig ein solcher väterlicher Segen sein kann, hat Bloss – mit dem Verweis auf die biblische Geschichte Jakobs – dargestellt: „Am Ende der Adoleszenz tritt der heranwachsende Sohn in ein neues Stadium ein. Nun wird die Bestätigung des Vaters, daß der Sohn zum Mann geworden ist, zum dringenden Gebot. Er wird dem ungeduligen Pochen des Jugendlichen auf Privilegien und Rechte Erwachsener sozusagen seinen Segen erteilen“ (Bloss 1990, 24).

Was in der stark besetzten Vater-Sohn-Dyade an Gefühls- und Geistes-Tradition weitergegeben wird, kann die männliche Identität stärken, aber auch zur Last und Belastung für den Nachkommen werden. Die normative Strenge von Henriks Vater gebot, von Schmerzen niemals zu sprechen, sondern sie schweigend zu ertragen (40). Über die Männer dieser „guten Generation“ meint Henrik, sie seien „ein bißchen eigenbrötlerisch, ungeeignet für den Umgang mit den Menschen, hochmütig, dafür aber im festen Glauben: an die Ehre, die Männertugenden, das Schweigen, das Alleinsein, das gegebene Wort, und auch an die Frauen. Und wenn sie enttäuscht wurden, verstummten sie. Die meisten schwiegen ein Leben lang, der Pflicht und dem Schweigen wie einem Gelübde ergeben“ (70).

Genau so verhielten sich Vater und Sohn ihrer Mitwelt und ihren Frauen gegenüber. Henriks Leben durchzieht eine unaufgelöste Idealisierung des Vaters, die es ihm unmöglich macht, sich aus den Engen und Einseitigkeiten der Vaterwelt – deren erdrückenden Über-Ich-Anforderungen von Pflicht, Ehre und Männlichkeit – zu befreien und emotionalen Zugang zur Andersartigkeit der Mutter- und Frauenwelt herzustellen. Für ihn war und blieb die Menschheit „in zwei Parteien“ gespalten (176).

Starre Trennung zwischen „männlicher“ und „weiblicher“ Lebenswelt

Auf der väterlichen Linie liegt auch, daß sich Henrik auf mehreren Seiten (123–131) über die männliche Lust an der Jagd ausläßt, auf eine Weise, die den Leser eigentümlich berührt. Konrád hätte die Jagd stets nur als berufs- und

standesgemäße Pflicht betrachtet – wie das Reiten und das Gesellschaftsleben – und mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck betrieben. Er hingegen kenne „die geheimste Leidenschaft eines Männerlebens, die hinter allen Rollen, Kleidern und Verfeinerungen in einem Mann drinsteckt, so tief wie das ewige Feuer im Erdinnern.“ Diese Leidenschaft sei die „Lust am Töten“ (124).

Daran schließt sich eine betont naturalistische Schilderung einer Szene in Bagdad während der Hochzeitsreise an. Der orientalische Gastgeber ergriff ein *weißes Lamm* und schlachtete es im Beisein von Krisztina und vielen anderen Gästen. Henrik huldigt diesem Vorgang als einem Relikt ritueller Opferhandlung und beschreibt die „Bewegung des Tötens, das Blitzen des Messers, das Zucken des Lammes, das herausschießende Blut.“ Da habe er begriffen, daß „diese Leute dem Akt des Tötens noch ganz nahe sind, für sie ist Blut ein vertrauter Stoff ... Denn diese dunklen, edlen Gesichter lächelten alle, sie schürzten die Lippen und blickten verzückt grinsend vor sich hin, als wäre das Töten eine heiße, angenehme Angelegenheit, wie die Umarmung.“ Von der Bedeutung des Tötens im Orient geht Henrik zu unserer westlichen Einstellung über: „Auch wir töten, aber auf kompliziertere Art ... Wir töten, um hohe Prinzipien und wichtige menschliche Werte zu schützen, wir töten, um die Ordnung des menschlichen Zusammenlebens aufrecht zu erhalten“ (127 f.). Die Bereitschaft zum Töten sei eine „verbotene Lust“, aber die „stärkste aller Leidenschaften“ (131).

Diese geheime Leidenschaft erinnert an Klaus Theweleits Studie über „Männerphantasien“ (1977), in der das Triebleben der an Männerbünden, Freikorps und völkischen Bewegungen Beteiligten anhand von Romanen, Briefen und Bildern untersucht wird. In diesem Quellenmaterial finden sich auffällige Übereinstimmungen mit Henriks Jagdleidenschaft, seiner homoerotisch getönten Freundschaft und seinen Frauenbeziehungen. Diese Männer liebten die Uniform, die Kameraden, die Waffen, die Jagd als Passion, den Kampf, die Tiere. „Die einzigen menschlichen Objekte, die hier erscheinen, sind Männer, bzw. männliche Organisationen“ (Theweleit 1977, 86). Ihre Beschreibungen von Tötungsakten sind so grausam und blutrünstig, daß ich dem Leser die unmittelbaren Textstellen ersparen möchte. „Hart, klar, aus Eis, von Eisen, starr werden die Männer, wenn die Nähe der Frau spürbar wird“ (Theweleit 1977, 246). Sie fürchten die Lebendigkeit und Emotionalität der Frau, glauben, daß diese sie mit der Macht ihres Geschlechts durch Abhängigkeit oder Krankheit ruinieren oder als „Flintenweib“ kastrieren könnte. Deshalb müssen die Frauen „entlebendigt“, d. h. mit kühler Schweigsamkeit und steifer Distanz aus den nur Männern vorbehaltenen Lebensformen ausgegrenzt werden. Solche Männer heirateten nur die „weiße Frau“, das war die reine, marmorne Statue, Schwester oder Cousine eines Kameraden, der die Reinheit des Blutes garantierte. Die musischen Bereiche der Frauen wurden allenfalls „ertragen“ oder aber bekämpft, die Männerfreundschaften an die erste Stelle gesetzt.

Wie entwickelten sich diese „Gefühlsvereisungen“? Solche jungen Männer wurden als zwölfjährige Kadetten (oder zehnjährige, wie Henrik und Konrád) in Anstalten oder Internaten zu körperverpanzerten, „stereometrischen Figuren“ (Canetti 1960, 358) gedrillt, indem alles Triebhafte starren Reglements unterworfen, Normabweichungen und Triebdurchbrüche erbarmungslos abgestraft wurden.

Hier besteht eine starre Trennung zwischen „männlicher“ und „weiblicher“ Lebenswelt, die in der damaligen Gesellschaft fast schicksalhaft und unveränderbar wirkt. Während Henrik und sein Vater der animalischen Jagdleidenschaft verhaftet bleiben, verkörpern Henriks Mutter, Krisztina und Konrád mit ihrer künstlerischen Hingabe an die Musik den entgegengesetzten Pol.

Konrád berührte die Musik tief. Er fühlte sie mit dem ganzen Körper. In diesen Momenten war die zwanghafte Ordnung seines Soldatseins außer Kraft gesetzt. Henriks musikalische Mutter erkannte in ihm einen Seelenverwandten und spielte mit ihm vierhändig die Polonaise-Fantaisie von Chopin. Henrik und der Vater spürten in dieser Szene, daß in den Körpern der beiden Musizierenden etwas geschah, wovon sie ausgeschlossen waren, und daß eine solche Leidenschaft für eine Beziehung gefährlich werden kann. „Konrád und die Gräfin saßen steif aufgerichtet am Klavier, etwas nach hinten geneigt und so angespannt, als jage die Musik ein unsichtbares, sagenhaftes Gespann feuriger Rosse im Sturm über die Welt, als hielten sie mit versteiften Körpern und harten Händen die Zügel im rasenden Lauf der freigewordenen Kräfte. Und dann hörten sie mit einem einzigen Ton auf“ (52).

Die Themen in diesem Musikstück hat Chopin, ähnlich wie die Themen im Roman, als depressiv – aufbegehrend – fliehend angelegt. Die Einleitung deutet auf endloses Suchen hin, einen Ruf, der ohne Antwort bleibt. Die zweite Phase ist von ungestümer Wildheit, Leidenschaft und Behauptung des Ichs geprägt und geht schließlich in ein Absteigen, Schweigen, Dunkel über und versiegt wieder – ohne ein sieghaftes Ende. Schlußakkord: ein Punkt.⁶

Angesichts dieses Musikerlebnisses begriff Henriks Vater, daß Konrád eine „andere Art Mensch“ und im Grunde seines Herzen kein Soldat sei (53). Das

⁶ Zumeist ist eine Polonaise bei Chopin nationalistisch inspiriert und tritt oft mit militärischem Gestus auf, um den Protest gegen die Unterdrückung des polnischen Volkes zum Ausdruck zu bringen. Chopins Stuttgarter Aufzeichnungen von 1831 sind ein Dokument seiner starken innere Anteilnahme an der polnischen Freiheitsbewegung. In der Zeit zunehmender Spannung zwischen George Sand und ihm komponierte er 1845 die „Polonaise-Fantaisie“, bei der man eher einen Trauermarsch assoziiert. Sie erscheint voller Widersprüche und verweigert sich jeder Eindeutigkeit. Hier begegnet man einer vagabundierenden Musik, empfindlich, bittend, flehend, nachdenklich, trauervoll, von rätselhaftem Klang. Daß sie nach einer Trillerstelle unbeantwortet abbricht, läßt sich als Ruf eines Einsamen verstehen, der ohne Resonanz bleibt. (Wertvolle Anregungen zum Verständnis der „Polonaise-Fantaisie“ verdanke ich dem Pianisten und Musikinterpreten Gerhard Herrgott).

Einssein mit der Musik wurde von ihm und später auch von Henrik als ein *Anderssein* erlebt, als eine Sprache, die sie nicht verstehen konnten.

Im Unterschied zu Henrik besaß Konrád sozusagen die Fähigkeit, die „tote Mutter“ zu beleben. Auch zu Krisztina fand er den emotionalen Zugang über die Musik. Henriks Erbitterung darüber hört man aus den nachstehenden Worten: „Zu dir und zu Krisztina aber redete die Musik und so konntet ihr noch miteinander sprechen, als zwischen ihr und mir jedes Gespräch verstummt war ... Ich hasse diese melodiose und unverständliche Rede, mittels derer sich bestimmte Menschen verständigen können, wobei sie sich ungebundene, unregelte Dinge sagen, ja auch, wie ich zuweilen glaube, unanständige und unmoralische“ (182 f.).

Festzuhalten bleibt, daß Jagd- und Musikleidenschaft die traditionellen geschlechtsspezifischen Stereotypen symbolisieren, die ihre Wurzeln in tiefer reichenden Ängsten vor dem anderen Geschlecht bzw. dem andersgeschlechtlichen Seelenanteil in sich selbst haben.

Die homoerotische Unterströmung der Freundschaft

Die Freundschaft zwischen Henrik und Konrád hat eine deutlich homoerotische Komponente. Ihre Anfänge lagen in einem Alter, da „die Jungen noch kein ausgeprägtes Geschlecht hatten“ (40). Als ihre Sexualität erwachte, nahm Konrád seinem Freund den Schwur ab, keusch zu bleiben – ein Gelübde, an das sich die beiden lange Zeit halten: „Die Begierden machten sich im Blut und in den Nerven bemerkbar ... Aber sie blieben keusch, als sei ihnen die Freundschaft, deren Zaubermantel über ihrem jungen Leben lag, ein Ersatz für alles, was die anderen, die Neugierigen und Unruhigen, schaudervoll quälte und auf die dunkleren unteren Regionen des Lebens zutrieb“ (43). Bei Konrád zeigte sich die Abwehr in ausgeprägten Tendenzen der Askese und Intellektualisierung (vgl. A. Freud 1936, 119 ff.).

Erste Liebesabenteuer mit Frauen brachten Sehnsucht, Eifersucht und das Hadern mit der Einsamkeit in ihr Leben. Aber das änderte nichts daran, daß „hinter den Frauen, den Rollen, dem Gesellschaftsleben“ eine stärkere Gefühlsbeziehung bestand, die „nur die Männer kennen“ (65). Die Homoerotik einer solchen Männerfreundschaft wird im Roman strikt von der homosexuellen Befriedigung „krankhaft veranlagter Menschen“ abgegrenzt. „Für den Eros der Freundschaft braucht es den Körper nicht ... der würde eher stören als erregen“ (109).

Sándor Márai wußte, wovon er sprach. Er war von seiner Familie in einer Anstalt in Pest „interniert“ worden und hatte als Jugendlicher eine platonische Liebe zu seinem Freund Elemér „unbefleckt von körperlicher Berührung“ erlebt. In seinen „Bekanntnissen eines Bürgers“ schreibt er im Rückblick: „in der Tat war er ein selten schöner Junge, ein wahrer Ephesos. Er schaute mit

blauen Augen in die Welt, der knochengelbe Teint seines Gesichtes unterschied sich nur um einen Schimmer vom Blond seines Haars, sein angenehmer, ebenmäßiger Wuchs, die leichte und natürliche Vornehmheit seiner Gebärden, die unbewußte Zwanglosigkeit seines Verhaltens ... dies alles weckte verzehrendes Verlangen nach ihm.“ Márais Liebe wurde jedoch nicht erwidert. Sie blieb „einseitig und hoffnungslos; mein zähes und demütiges Werben beeindruckte diesen Abgott nicht“ (Márai 1934, 142 f.).

In einem Brief, den Márai am 2. Juni 1916 an einen Freund, vermutlich jenen Elemér, schrieb, findet sich eine aufschlußreiche Textstelle. „Dies war ein verlorenes und leeres Jahr ... das einzige, was ich bekam, bist Du. Dich mag ich frei vom idealen Überschwang eines Castor und Pollux. Du bist mir mehr als ein ‚Freund‘. Du bist untrennbarer Teil meines Ichs und ergänzt meine erbärmliche, geplagte kleine Seele“ (Márai 1916, 48). Hier finden wir die Zwillings-Konstellation der Freundschaft zwischen Henrik und Konrád vorweggenommen.⁷

Im selben Brief verstieg sich der junge Márai zu einer Abwertung der Frau in schlimmster konservativ-patriarchalischer Manier: „Ich halte die Frau für ein niederes kleines Tier, dessen einzige Aufgabe in der Natur es ist, uns zu gebären, das jedoch der jahrtausendelange Fortschritt, die Kultur und das Zusammenleben mit uns Männern verfeinert und mit der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit der Tiere raffiniert haben, es hat sich in unser Leben gedrängt, und der degenerierte Mann des zwanzigsten Jahrhunderts hat zugelassen, daß es ihm über den Kopf wächst. Nein, ich glaube nicht an die Seele der Frau ... und weiß, daß sie in meinem Leben nie eine Rolle spielen wird, keine Rolle, die es verändern würde“ (Márai 1916, 49). In der „Glut“ gibt es solche Anklänge in abgeschwächter Form, z. B. in dem befremdlichen Vergleich Krisztinas mit einem „Tier von edler Wildheit“, in deren Adern vielerlei Blut fließe. Die sorgfältige Erziehung hätte nur ihr Benehmen geformt, innerlich aber sei sie „wild und unbezähmbar“ (179 f.). Verglichen mit den Vorstellungen der Männerbündler war sie keine „weiße Frau“, sprich unbelebte Frau, sondern eine, vor der sich ein Mann fürchten mußte.

⁷ Auch in Márais frühem Roman „Die jungen Rebellen“ (1930) spielt die Thematik der Homoerotik eine zentrale Rolle. Eine Clique Jugendlicher suchen ihre Einsamkeit und ihre frühkindlichen Traumata durch Spielleidenschaft, Diebstähle, homoerotische Spiele zu kompensieren. Unschwer sind Márai und Elemér in den beiden Hauptfiguren Abel und Tibor zu erkennen.

Der Mythos vom unvergänglichen Eros der wahren Männerfreundschaft

Die Vorstellung von Freundschaft, die mit Männertugend und Ehre verknüpft ist, wurde Henrik frühzeitig vom Vater vermittelt: „Er nahm nicht so rasch jemanden als seinen Freund an. Doch was er sagte, galt bis zum Tod. Für meinen Vater bedeutete das Wort Freundschaft dasselbe wie Ehre ... ‚Ehret diese Freundschaft‘, hat er ernst hinzugefügt“ (107 f.).

Durch diese Überhöhung wurde Henriks erste Freundschaft von vornherein zu einer ethischen Verpflichtung, einem heiligen Pakt. Sie wurde ins Ich-Ideal und als moralische Norm ins Gewissen aufgenommen und damit zu einem zentralen Bestandteil des Über-Ichs von Henrik.

Die Idealisierung der Freundschaft als symbiotischer Lebensform kann als Kehrseite der emotionalen Vereinzelung von Vater und Sohn betrachtet werden. Die unerreichbaren Eltern – die beide ihrem verlorenen Liebesglück nachtrauern – konnten dem Sohn nicht genügend Geborgenheit und Sicherheit geben. So brauchte er in der Kindheit Nini als stützendes Selbstobjekt, und später übernahm Konrád mit voller Zustimmung der Eltern diese Rolle. Der Vater besiegelte diesen Freundschaftspakt mit dem Begriff der „Verlobung“, die Mutter sprach von einer „guten Ehe.“ Von nun an galten Bedingungslosigkeit und Endgültigkeit als Maßstab; hier vollzog sich „der sanfte Ritus eines mittelalterlichen Treueschwurs.“ In ihrer harmonischen Symbiose lebten die Freunde in einem „namenlosen, wunderbaren Gnadenzustand“ (42).

Später, als sich Henrik nach der Trennung von Krisztina und Konrád gezwungen sah, sich analysierend mit den Vorgängen auseinanderzusetzen, greift er auf mythische Bilder von der Freundschaft zurück. Mehrmals verwendet er das Bild der „Zwillinge“ und stellt auch jetzt noch die Forderung nach einer lebenslangen Bindung auf, die vielleicht nicht einmal der Tod aufzuheben vermag; sie seien Verbündete, eine Einheit, die stärkste Verbindung im Leben.

Henrik bezieht sich in seinen Ausführungen über den Eros explizit auf Platon, den er immer wieder gelesen habe. In diesem Kontext liegt es nahe, an die berühmte Rede über die Teilung des Kugelmenschen im „Symposium“ zu denken, auf die sich auch Freud in „Jenseits des Lustprinzips“ (1920, 62) bezogen hat. Diesem Mythos gemäß gab es ursprünglich neben dem männlichen und dem weiblichen ein drittes – mannweibliches – Geschlecht. Jeder Mensch besaß eine runde Gestalt, so daß Rücken und Brust im Kreise herumgingen. Mit vier Armen und Beinen sowie zwei Köpfen ausgestattet, bewegte er sich kraftvoll und schnell radschlagend. Diese Doppelwesen fühlten sich so stark und unverwundbar, daß sie die Götter angreifen wollten. Zeus strafte sie, indem er sie in zwei Hälften teilte, ihre Geschlechtsorgane nach vorne verlegte und sie jetzt ihr Pendant suchen ließ: „Von so langem her also

ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen.“

Eine Besonderheit galt für diejenigen Männer, die aus einem rein männlichen Kugelwesen geschnitten waren, da sie stets das Männliche aufsuchten. Wenn nun einer von ihnen „seine wahre eigene Hälfte antrifft“, was naturgemäß selten vorkommt, „dann werden sie wunderbar entzückt zu freundschaftlicher Eignung und Liebe und wollen sozusagen auch nicht die kleinste Zeit voneinander lassen.“ Diejenigen, die ihr ganzes Leben lang miteinander verbunden bleiben, wüßten nicht einmal zu sagen, was sie voneinander wollen. Ihr Begehren gehe dahin, „durch Nahesein und Verschmelzung mit dem Geliebten aus zweien einer zu werden.“ Ursächlich dafür sei unsere ursprüngliche Beschaffenheit, daß wir einmal ganz waren, und „dies Verlangen eben und Trachten nach dem Ganzen heißt Liebe“ (Platon 1982, 222 f.).

Man darf es als eine Anspielung auf den Platonischen Mythos sehen, wenn es in der „Glut“ heißt: „Das größte Geheimnis und das größte Geschenk des Lebens besteht darin, daß sich zwei ‚gleichartige‘ Menschen begegnen“ (177).

Noch ein anderes von Henrik geschildertes Bild ist in diesem Zusammenhang beachtenswert. Er spricht von ihrer Freundschaft als einer Beziehung, „die in den tiefen Schichten der Kindheit entstanden und so verflochten und zäh war, als lebten die beiden Kinder auf den riesigen Blättern der Feenrose, in den traumhaften Blätterwiegen der *Victoria regia*“ (141). Daß zwei Kinder allein in Blätterwiegen einer Feenrose leben, kommt der Verleugnung der Geburtszäsur durch eine Mutter und der Beteiligung eines Vaters bei der Zeugung gleich. „Verleugnet wird auch die Trennung vom Körper des anderen, das eigene Getrenntsein. Diese Trennung, das Erleben der eigenen Differenz wird erst möglich durch den Eintritt in die symbolische Ordnung, die Ordnung der Geschlechterdifferenz und die Ordnung der Generationen“ (Buhmann 1997, 59). Das verweist auf den Narzißmus, der das Getrenntsein sowie das Geschlechtlich-Triebhafte leugnet.

Die gefährdete Balance einer narzißtischen Komplementärbeziehung

Der Anteil Konráds am Scheitern der symbiotischen Freundschaft läßt sich, wie von Henrik im einzelnen dargelegt, auf eine tiefgreifende Gefühlsambivalenz zurückführen, der Neid und Haß beigemischt waren.

Henriks Anteil ist bisher nur am Rande zur Sprache gekommen. So erinnert er sich an Krisztimas Kritik an seiner Unbescheidenheit. Eine Zeile im Tagebuch hieß: „Du bist hoffnungslos, denn du bist eitel.“ Durch solche „Ausbrüche von Ehrlichkeit“ habe er sich nicht sonderlich irritieren lassen. Im Rück-

blick erschrickt er jedoch vor seiner früheren „schmatzenden Selbstzufriedenheit“ (165 f.). Es geht hier um ein narzißtisches Größengefühl, an dem wohl auch Konrád innerlich Anstoß genommen hat. Henrik spricht diese Vermutung unumwunden aus: „Du hast dir wohl vorgestellt – natürlich nicht in Worten, sondern mit einem undeutlichen Gefühl, daß jemand, der von der Welt begünstigt und geschätzt wird, etwas Hurenhaftes an sich hat ... etwas allzu Gefälliges“. Er selbst sieht darin nur „Gutgläubigkeit“, die auf andere entwaffnend gewirkt habe (138 f.).

Einen weiteren Eigenanteil, den man als Verleugnung der Andersartigkeit bezeichnen kann, schreibt Henrik sich selbst zu: „Vielleicht war doch ich der Schuldige, weil ich dich zuwenig kannte. Ich fand mich damit ab, daß du dich nicht ganz zeigtest, ich achtete deine Intelligenz und den merkwürdigen, bitteren Hochmut, der aus dir sprach“ (140). Nach dem Bruch sucht Henrik die Andersartigkeit des Freundes in ein neu entworfenes Bild von ihm zu integrieren.

Aus einer interaktionellen Perspektive heraus kann man die Freundschaft als „narzißtische Komplementärbeziehung“ betrachten (vgl. Willi 1975, 65 ff.). Vom ersten Augenblick an suchte jeder den anderen „sich ganz zu eigen zu machen“ (37). Charakteristisch ist auch, daß sie als „die Henriks“ wahrgenommen wurden (41). Henrik war der Extravertierte, der nach außen die Führung übernahm und im Rampenlicht stand. Konrád als Komplementärnarzißt lebte hingegen asketisch und führte ein Schattendasein, wobei er die Gleichwertigkeit durch intellektuelle Überlegenheit herzustellen suchte. Jeder von beiden hoffte, durch die Verschmelzung mit dem anderen von seinem Isoliertsein erlöst zu werden. Über weite Strecken „funktionierte“ dieses Zusammenspiel. Aus dem Wunsch nach einer schützenden Symbiose entwickelte sich jedoch zunehmend ein Zwang zum Einssein, der keine offene Auseinandersetzung und Abgrenzung zuließ und bei Konrád zu Heimlichkeiten – bis hin zum Erschaffen eines Kunstwerks von Wohnung – führte. Diese schleichende Entwicklung mündete in eine „Abkühlung“ der Männerfreundschaft ein (169). Schließlich kam es zu dem beschriebenen Loyalitätsverrat, zur Tötungsversuchung und zur Flucht aus der Beziehung. Das zentrale Problem bei einer solchen Beziehungsform blieb ungelöst, nämlich daß der Partner als ein Wesen mit eigener Autonomie und nicht lediglich als Erweiterung und Ausläufer des eigenen Selbst wahrgenommen und respektiert wird.

Bemerkenswert ist, daß sich diese Komplementarität zwischen beiden auch in der letzten Begegnung „wiederholt“. Henrik sagt dem andern in einem großen, narzißtisch inszenierten Monolog, was er seit dem Bruch gedacht und gefühlt hat. Konrád hingegen schlüpft wieder in die alte Rolle des Dulders und Schweigers. Seine psychische Realität bleibt im Verborgenen. Er bietet im Roman eine große Projektionsfläche.

Henriks narzißtische Krise und sein Selbstheilungsversuch

Der Freundschafts- und Liebesverrat war für Henrik eine schwere narzißtische Kränkung, die er gegen Ende der Begegnung mit Konrád artikuliert: „die Eifersucht, die Enttäuschung, die Eitelkeit können ungeheuer weh tun ... Es gibt etwas, das so verletzen ... und brennen kann, daß vielleicht nicht einmal der Tod diese Qual aufzulösen vermag: Wenn ein Mensch oder zwei Menschen in einem das Selbstgefühl verletzen, ohne das man nicht Mensch bleiben kann“, muß man „die letzte Verteidigungsmöglichkeit des Instinkts“ ergreifen (194 ff.).

Rückzug in die Vereinzelnung und Askese

Konráds Flucht und Krisztinas Auftauchen in Konráds Wohnung hatten sogleich Henriks Mißtrauen erregt. Er fürchtete sich vor deren „Geheimnis, das man aber besser nicht vor der Zeit aufbricht, denn man weiß ja nicht, was sich darunter noch verbirgt“ (195).

Von Konráds Wohnung aus ging er ins Schloß und wartete bis zum Abend auf eine Erklärung von Krisztina. Als sie ausblieb, zog er in sein Jagdhaus um und wartete acht Jahre lang vergeblich auf ein Zeichen von ihr. Nur zwanzig Kilometer bzw. zwei Stunden Fahrt mit dem Wagen waren beide voneinander entfernt, für ihn aber „wahrscheinlich eine größere Distanz als für dich die Tropen“ (196). Sein Stolz hinderte ihn, auf Krisztina zuzugehen. Zunächst blieb ihm nur ein Leben „in einsamer Beleidigung“ (197).

Auf die traumatisch erlebte Enttäuschung reagierte er – ähnlich wie Konrád in der Pubertät – mit Askese und Intellektualisierung und suchte emotionale Kontakte zu vermeiden, um nicht wieder in Abhängigkeit verstrickt zu werden. Er nahm an keiner Jagd mehr teil, und der Militärdienst wurde zur bloßen Pflichtübung. Eine Zeitlang spielte er mit dem Gedanken, den Dienst zu quittieren und große Reisen zu unternehmen. Aber dann löste er das dem Vater gegebene Versprechen ein und diente seine Zeit ab, bis er im Alter von 50 Jahren dann doch eine sich ihm bietende Chance wahrnahm und demissionierte (89).

Zurückgezogen im Schoß lebend, schirmte sich Henrik von der Mitwelt ab und „fror“ seine Gefühle ein. Seine Umgebung zwang er, sich außerhalb der Zeit zu stellen. Pedantisch organisierte er sein Leben – z. B. verwandte er millimetergenau aufeinandergestapelte, mit Pepitamuster wachstuchbezogene Hefte (7), – öffnete keine Briefe mehr und wohnte im ehemaligen Schlaf-

zimmer seiner Mutter, dem Raum, in dem er geboren worden war. Die übrigen Räume des riesigen Schlosses ließ er unbewohnt.

In diesem Stil lebte er 25 Jahre lang „nach einer heidnischen weltlichen Ordnung“ (105). Noch beim letzten Treffen hören wir von Henrik, daß er sich kleidet wie ein Mönch. Zunehmend introvertiert, wandte er sich philosophischen Fragen zu. „Die Bücher und die Erinnerungen häuften und verdichteten sich. Und in jedem Buch war ein Körnchen Wahrheit, worauf jede Erinnerung antwortete, daß der Mensch vergeblich die wahre Natur der Beziehungen kennenlerne, er werde durch solche Erkenntnisse doch nicht klüger“ (112 f.).

Die Wende zur „anthropologischen Wahrheit“

Die Wahrheitssuche ist ein zentrales Motiv in Márais Werk. In einem seiner Tagebücher erzählt er, daß man ihm 1944 „eine große – für meine Verhältnisse eine unerhört große – Summe“ für die Verfilmung seines Romans „Die Kerzen brennen ab“ geboten habe. Er werde dazu aber nicht seine Zustimmung geben, „denn war ich schon selbst nicht imstande, die ganze Wahrheit niederzuschreiben und auszusprechen, so läßt sich leicht vorstellen, was sie, in der Lüge, daraus machen werden“ (Márai 1943/44, 105). Bemerkenswert ist, daß nun doch im Jahre 2001 die Aufnahmen zu einer Verfilmung des Romans „Die Glut“ begonnen haben.

Für Henriks Wahrheitssuche gilt, was Márai in seiner Autobiographie über sich selbst aussagt: „An die Wahrheit gewöhne ich mich wie der Schwerkranke an die lebensgefährliche, bittere Medizin; möglich, daß sie tötet, aber vielleicht hilft sie; im Grunde genommen habe ich nichts zu verlieren“ (Márai 1934, Bd. I, 168). Was ihn am Leben halte, offenbarte er an anderer Stelle, sei „allein der Glaube daran, daß der kühle, reine, der wahre, unbarmherzige und kompromißlose Geist Bestand hat – man kann ihn nicht verletzen, ungestraft leugnen oder erfolgreich verfälschen, er bleibt über allem bestehen – ist stärker als alles und jedes“ (Márai 1942b, 109).

War die Aufdeckung der historischen Wahrheit, auf die Henrik so lange gewartet hat, zunächst von brennendem Interesse für ihn, so gesteht er sich in der „Stunde der Rache“ ein, „wie hoffnungslos und wertlos alles ist, was wir voneinander noch erfahren, was wir gestehen oder abstreiten könnten.“ Plötzlich erscheint es „nicht mehr so wichtig, die Wahrheit zu erfahren und ihr zu antworten“. Aus dem im Laufe der Jahre gewachsenen Weltabstand ist „die Erinnerung von jeglichem Zorn gereinigt.“ Am Ende ist die Erkenntnis der Wahrheit „gleichbedeutend mit Alter und Tod“ (199 ff.). In diesem Alterungs- und Reifungsprozeß hat sich das Ziel der Wahrheitssuche gewandelt: von der Erkenntnis der historischen zur „anthropologischen“ Wahrheit.

Henriks Hauptinteresse gilt nunmehr dem Wert von Freundschaft und Liebe sowie dem Sinn des Lebens. Die Freundschaft hält er für die edelste Bezie-

hung, die es unter Menschen gebe. Erstaunt erfährt der Leser, daß sich Henrik in diesem Zusammenhang auch mit einem Buch über die gegenseitige Hilfe unter Tieren, das ein russischer Herzog geschrieben hatte, beschäftigte.⁸ Bei seinen Reflexionen über den Wert der Freundschaft suchte er auch in chinesischen Werken, bei jüdischen und antiken Denkern nach Antworten. Sein Fazit ist, daß Freundschaft jenseits der Selbstsucht ein Dienst sei, der keinen Lohn fordert, daß sie weiter bestehen müsse, auch wenn sich der Freund als treulos erweist: „Denn die Freundschaft ist keine ideale Stimmung. Die Freundschaft ist ein strenges Menschengesetz ... Sie ist stärker als die Leidenschaft, die Männer und Frauen in hoffnungsloser Sehnsucht einander in die Arme treibt, und sie ist gegen Enttäuschung gefeit, denn sie will ja vom anderen nichts“ (143).

In Henriks Gedanken über die Liebe steht die Treue im Brennpunkt. Er fragt sich, ob der Anspruch auf Treue mit selbstloser Liebe vereinbar und nicht viel eher Egoismus und Eitelkeit sei. Denn wenn ein Mensch „in der subtilen Gefangenschaft der Treue nicht glücklich sein kann, lieben wir ihn dann wirklich, wenn wir trotzdem Treue von ihm fordern? Und wenn wir ihn nicht so lieben, daß er glücklich ist, dürfen wir dann irgend etwas von ihm verlangen, Treue oder sonst ein Opfer?“ (193). In dieser Relativierung des Ehebruchs kann man eine innere Aussöhnung mit Krisztina sehen.

Die Aufrechterhaltung der Lebenskraft aus der „Glut“ narzißtischer Besetzungen

Trotz der emotionalen Distanz war Henrik stark auf seine Frau bezogen geblieben. In den acht Jahren, in denen sie noch lebte, hatte er sich jeden Abend melden lassen, was im Schloß vorging: „schon damals, als Krisztina noch nicht krank war, und dann später, als sie beschloß, krank zu werden und zu sterben“ (195).

Auch die wechselseitige Bezogenheit der beiden Freunde blieb über die 41 Jahre „der Ferne, da sie einander nicht sahen und doch täglich und in jeder Stunde um einander wußten“ (77), unvermindert erhalten. Beide bezogen ihre Lebenskraft aus dem Warten. Henrik wartete auf den Tag der Konfrontation wie auf ein Duell und eine Abrechnung. Darauf bereitete er sich mit täglichen

⁸ Es müßte sich um Peter Kropotkins „Gegenseitige Hilfe im Tier- und Menschenreich“ handeln, und es überrascht einigermaßen, daß dieser doch meist traditionell denkende Graf und auch der konservative Autor (!) ein Buch des engagierten, aber damals vielgeschmähten Anarchisten gelesen haben soll.

Übungen vor. Er wollte der Einsamkeit und der Zeit nicht erlauben, „ihn zu benebeln, sein Herz und seine Seele aufzuweichen“ (105). Selbst im Krieg konnte er beim Sturm wie beim Kampf ruhig bleiben, weil er wußte, daß er noch etwas zu erledigen habe: „Und in meiner Seele glühte die Frage, die vom Ruß und von der Asche der Zeit und der Kriege nicht verdeckt werden konnte.“ Im Gespräch mit Konrád untermauert er diesen drängenden Wunsch nach Aufklärung mit der anthropologischen Annahme: „So stark ist die menschliche Natur: Sie kann nicht anders, sie muß auf die Frage, die sie als ihre Lebensfrage erkannt hat, eine Antwort geben oder erhalten“ (186).

Zudem quält ihn die Frage, weshalb beide Männer, die Krisztina angeblich so sehr liebten, sie überlebt haben. Sie sei an der großen Enttäuschung darüber gestorben, daß Konrád weggegangen und Henrik nie wieder auf sie zugegangen sei. „Wir hatten das Gefühl, wir müßten am Leben bleiben, und das läßt sich nicht beschönigen ... wir sind vor ihr geflohen und haben sie mit unserem Weiterleben verraten ... jemanden überleben, der einem auf Tod und Leben nahestand, das ist eine der heimlichen, nicht festzumachenden Straftaten des Lebens“ (214 f.).

Und als das Ende der Begegnung naht, stellt er dem alten Freund eine letzte Frage, „ob der wahre Inhalt unseres Lebens nicht eben diese Sehnsucht nach einer toten Frau war.“ Oder allgemeiner gesagt, ob „der Sinn des Lebens einzig in der Leidenschaft besteht, die eines Tages in unsere Herzen, Seelen und Körper fährt und dann auf ewig brennt?“ (216).⁹ Vielleicht gelte die Leidenschaft aber nur dem Gefühl der Sehnsucht oder doch eher „jener einen, geheimnisvollen Person, die gut oder schlecht sein mag, wobei die Intensität der Leidenschaft, die uns an sie bindet, nicht von ihren Eigenschaften und Handlungen abhängt?“ (217). Wollte er damit sagen, daß es doch die Bindung an Konrád, die Glut der narzißtischen Besetzung dieser Beziehung war, die ihm die entscheidende Kraft zum Weiterleben gab, mehr noch als die Sehnsucht nach Krisztina?

⁹ „Der tiefste Sinn des Lebens war doch die Leidenschaft.“ In dieser These sah sich Márai (1943/44, 152) von Anatole France bestätigt. Von solcher Leidenschaft war auch sein literarischer Umgang mit dem Wort erfüllt: „Blase hinein in das Wort, wie in die Glut! ... Das Wort wird nur lebendig, wenn du es mit vollem Herzen, ja mit rasselnder Lunge anfachst und nährst! Nur so bringst du es zum Glühen, so wird es Funken und Flammen schlagen, nur so wird es heiß und magisch, so gerät es in Glut“ (Márai 1942b, 176).

Literatur

- Achermann, Erika (2000): Ein Leben in der Weltgeschichte. In Sándor Márai (2001), Tagebücher 1. Auszüge, Fotos, Briefe und Dokumentationen, hrsg. v. S. Heinrichs, 107–110. Berlin: Oberbaum.
- Blos, Peter (1990): Sohn und Vater. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Breuer, Josef & Freud, Sigmund (1895): Studien über Hysterie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Buhmann, Christiane (1997): Kind – Körper – Subjekt: Therapie, Erziehung und Prävention im Werk von Françoise Dolto. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Canetti, Elias (1960): Masse und Macht. Hamburg: Rowohlt.
- Freud, Anna (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler 1964
- Freud, Sigmund (1920): Jenseits des Lustprinzips. In Gesammelte Werke, Bd. XIII, 1–69. Frankfurt/Main: Fischer.
- Green, André (1993): Die tote Mutter. *Psyche*, 47, 205–240.
- Márai, Sándor (1916): Brief an einen Mitschüler vom 2. Juni 1916. In Sándor Márai (2001), Tagebücher 1. Auszüge, Fotos, Briefe und Dokumentationen, hrsg. v. S. Heinrichs, 45–49. Berlin: Oberbaum.
- Márai, Sándor (1931): Die jungen Rebellen. München-Zürich: Piper 2001.
- Márai, Sándor (1934): Bekenntnisse eines Bürgers. Band 1 und 2. Berlin: Oberbaum 1996.
- Márai, Sándor (1942a): Die Glut. München-Zürich: Piper 1999.
- Márai, Sándor (1942b): Himmel und Erde. München-Zürich: Piper 2001.
- Márai, Sándor (1943–1944): Tagebücher 7, hrsg. v. S. Heinrichs. Berlin: Oberbaum 2001.
- Márai, Sándor (2001): Tagebücher 1. Auszüge, Fotos, Briefe und Dokumentationen, hrsg. v. S. Heinrichs. Berlin: Oberbaum.
- Platon (1982): Symposium. In Sämtliche Werke, 2, 203–250. Hamburg: Rowohlt.
- Theweleit, Klaus (1977): Männerphantasien. 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Frankfurt/M.: Roter Stern.
- Willi, Jürg (1975): Die Zweierbeziehung. Reinbek: Rowohlt.

Dr. phil. Hilde Kronberg-Gödde, Kuno-Fischer-Str. 20, D-14057 Berlin.

Dipl.-Soz., Dipl.-Psych., Psychologische Psychotherapeutin in eigener Praxis, Dozentin, Lehrtherapeutin und Supervisorin an der Berliner Akademie für Psychotherapie.

Arbeitsschwerpunkt: Literaturinterpretation.